



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die neue Baugesinnung. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

europäischen Zivilisation entschieden hat“, wo wir wiederum lieber sagen würden: das Schicksal Europas. — Das Rätsel des Untergangs der antiken Welt ist ja schon von Otto Seeck einigermaßen aufgehellert worden, von Ferreros nächsten Bänden dürfen wir weitere Aufhellungen erwarten.

Carl Jentsch



Die neue Baugesinnung

1



it Absicht sage ich so und nicht: die neue Baukunst; denn die ist noch nicht recht da. Aber sie will kommen, sie hat Vorläufer mit guter Botschaft und glaubwürdigen Zeugnissen gesandt, sie hat Propheten und Wahrsager erweckt, und im Volke der Laien regt sich langsam aber unverkennbar erstarrend eine Zuversicht zum neuen Leben in der Baukunst, eine neue Baugesinnung.

Es könnte einem Angst werden um die Lebenskraft dieser Gesinnung, wenn man ihren stark theoretischen, bewußt geweckten Ursprung bedenkt. Aber es waren wohl auch in frühern Zeiten des Stilübergangs immer erst Einzelne, die vom Hauche des neuen Geistes berührt und fähig wurden zur Forderung oder gleich zur Schöpfung neuer Formen für diesen Geist. Die Bewußtheit unsers heutigen Lebens, das auf Selbstanalyse bedacht ist wie keines vor ihm, hat auch die bewußte Theorie vor die Praxis der neuen Formensprache gesetzt, der unsre Architektur zustrebt. Wir wollen die Frage offen lassen, ob die gesteigerte Öffentlichkeit in solchen Kultur- und Kunstwandlungen mehr geschadet oder genutzt hat. Denkt man an den großartigsten Versuch, eine neue Baugesinnung in der breitesten Öffentlichkeit zu wecken, an die Dresdner Kunstgewerbeausstellung des Jahres 1906 zurück, so ist man geneigt, den Nutzen der konzentrierten Öffentlichkeit, der eine solche Ausstellung ausgesetzt ist, höher anzuschlagen als den Schaden, den sie allenfalls durch Festlegung der Phantasie stiften kann. Nun ist gar noch ein Sammelwerk über die Ausstellung erschienen (München, Bruckmann, 15 Mark gebunden), das die dort empfangnen Eindrücke zu vertiefen und praktisch nutzbar zu machen bestimmt ist. Nach den einleitenden Aufsätzen von Schumacher, Gurlitt, Muthesius, Naumann u. a. folgen an 460 Abbildungen, die eine Auswahl der besten Räume und Einzelstücke zeigen. Die Formen werden klar, aber die Farben? Wie schwer sind sie aus den einfarbigen Rasterdrucken ohne die geringsten Angaben zu rekonstruieren? Ich glaube doch, daß solche Sammelwerke den Sprung ins Farbige werden wagen müssen, wenn sie wirklich nutzen wollen. Wie oft ist nur die Farbe das einigende Element, das die Formen erst verständlich macht. Ein besondrer Vorwurf ist dem vorzüglich ausgestatteten Werke auf Grund dieses Mangels nicht zu machen,

solange es ihn mit fast all unsern illustrierten Zeitschriften, soweit sie Kunstgewerbliches zeigen, teilt.

Kürzlich las ich in einem Berliner Blatte eine Anzeige ungefähr folgenden Inhalts: ein Junggefelle bot seine Wohnungseinrichtung, bestehend aus drei Zimmern, zum Kaufe an. Einer der ersten modernen Künstler hatte sie ihm vor kurzem beschafft, aber nun war der Besitzer, ein Beamter, versetzt worden, und da die Einrichtung für die bisherigen Mieträume zugeschnitten war, wollte er die Harmonie nicht ohne Not zerstören.

Die Annonce scheint mir bezeichnend für eine ganz bestimmte Stellung des Publikums oder doch eines gewissen Bruchtheils vom Publikum zum neuen Kunstgewerbe, zur modernen Wohnungsfrage überhaupt.

Auf der einen Seite haben wir die Produzenten, die künstlerischen Vertreter des neuen Stils, oder besser der neuen, nicht mehr „stilvollen“, sondern möglichst zweckentsprechenden Gebrauchskunst. Auf der andern Seite hat sich ein ziemlich ansehnliches Häuflein von Leuten zusammengefunden, die das platonische Freundschaftsverhältnis zu den hübschen Räumen und Dingen auf den Ausstellungen satt haben und sich recht schaffen auf die neue Art einrichten wollen. Sie wollen womöglich nicht nur einzelne Möbel, sie wollen ganze Räume ohne störendes Zubehör. Oho, sagt da eine sehr kräftige Stimme — und wir? Und in stattlicher Reihe marschieren die Hausbesitzer auf und stellen sich zwischen Produzenten und Konsumenten. Unsre Mietpaläste haben die schönsten Räume von der Welt, sagen sie. Was soll nur das ewige Gerede von der „Raumkunst“? Wir können euch die eine Etage oder gar nur die halbe, die ihr uns aus den Zinshäusern abnehmen wollt, doch nicht eigens in lauter Raumkunst verwandeln? Wände, Türen und Fenster stehn da, wie sie stehn. Zu verrücken und umzugestalten ist hier nichts, höchstens tapezieren lassen können wir. Da seufzt denn das Publikum, kauft sich die einzelnen Möbelstücke je nach Geschmack zusammen und „gestaltet“ mit ihnen, so gut es eben gehn will, das städtische Nomadenheim. Wer weiß denn auch, wie lange man darin wird hausen können! Vereinzelt aber holen sich trotz alledem einen Raumkünstler heran, damit er ihnen eine Einheit in der Wohnung schaffe. Das sind dann jene, die, gleich dem oben zitierten Herrn, große Mühe aufwenden müssen, wenn sie aus irgendeinem zwingenden Grunde ihre Wohnung wieder loswerden wollen.

Dieser Grund, der für einen großen Teil unsrer Mitbürger besteht, für die meisten höhern Beamten und Offiziere zum Beispiel, aber auch für zahlreiche Angehörige der kaufmännischen, gewerblichen und Arbeiterkreise, dieser Grund ist es auch, der die Bauentwicklung des Eigenhauses für die einzelne Familie so sehr zurückhält. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen der Selbstigkeit sind nur für einen Teil der Bevölkerung gegeben. Sehen wir vom flachen Lande ab, beschränken wir uns auf die Städte, und im besondern auf die größern Städte als die natürlichen Anfahrpunkte für die neue Baugesinnung, so schätzen

wir noch niedrig, wenn wir das Verhältnis der Grundstücksbesitzer zu den Mietern wie eins zu fünf annehmen. In manchen Vierteln dürfte das Verhältnis eins zu zehn nichts seltnes sein.

Es ist aber wohl kein Zweifel, daß bei der subjektivistischen Richtung des gesamten modernen Lebens die Sehnsucht nach Freiheit in den eignen vier Wänden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmen wird. Wir Stadtmenschen sind ja eigentlich noch gar keine richtigen Städter, wir sind einstweilen ganz überwiegend Landflüchtige, vom reichen Tisch des freien Landes als überzählig Verstoßne, und das uralte Bauernblut des Germanen wird sich auch nicht gar so schnell an das steinerne Meer der Stadt gewöhnen, es wird immer wieder hinaus verlangen ins freie Feld und in den rauschenden Wald. Und so wird die modernste Form der Hörigkeit: die Wohnhörigkeit, ebenso überwunden werden wie die frühern unfreien Lebensverhältnisse der Ahnen auch. Erscheint die Mietkaserne wirklich schon als der Weisheit letzter Schluß? Wenn auch nicht überall das Eigenhaus an ihre Stelle treten kann — das Einzelwohnhaus ist kein unerreichbares Ideal, und ein besseres, scheint mir, als die kollektivistisch bewirtschaftete Zinskaserne mit ihren Zentralen fürs Stiefelputzen, Kaffeekochen und Kindererziehen.

Einstweilen freilich ist der rein kapitalistisch arbeitende Grundbesitz, namentlich um unsre aufblühenden Großstädte herum, in schier unbezwinglicher Position. Alles, was irgendwie als Bauland in Betracht kommt und Nutzen verspricht, hat die Spekulation entweder unmittelbar in Beschlag genommen oder mittelbar übermäßig im Wert gesteigert. Berlin kann sein besondres Lied davon singen. Der Spekulationswert kann aber nur zum allerkleinsten Teile durch den Ertrag von Einzelwohnhäusern gedeckt werden, zumeist muß die Mietkaserne das Terrain erschließen und die erstrebte Dividende abwerfen. Wenn (der leider früh verstorben) Paul Voigt das Anwachsen des Bodenwerts innerhalb der deutschen Großstädte für die Jahre 1870 bis 1898 auf siebeneinhalb Milliarden Mark Zuwachswerte berechnet, so schätzen wir heute mit zehn Milliarden kaum zu hoch, und die Wertsteigerung des Bodens rund um die Stadtgrenzen dürfte jenem Betrage allermindestens gleichkommen. Somit scheinen die Aussichten für die allgemeine Umgestaltung unsers Wohnungswesens auf Grund des Einzelwohnhauses noch recht trübe. Und mit einiger Sehnsucht schauen wir nach England hinüber, wo zwar neuerdings in einzelnen Städten das kontinentale Etagenmiethaus an Boden gewinnt, die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung aber nach wie vor am überlieferten Einzelwohnhaus festhält. Allein die Hoffnung auf den Ausbau des städtischen Vorortverkehrs läßt uns an die Verwirklichung des Ideals glauben, daß nach und nach auch der nomadisierende so gut wie der ansässige Städter sein Haus für sich werde genießen können.

Zu diesen Gedanken regt ein Werk über „Das Einzelwohnhaus der Neuzeit“ an, das E. Haenel und H. Tscharmann kürzlich herausgegeben haben (Leipzig,

J. S. Weber, 7 Mark 50 Pf. gebunden). Haenel leitet den Band kunsthistorisch und ästhetisch, Tscharmann durch praktische Ratschläge ein. Dann genießen wir an 218 Abbildungen und sechs farbigen Tafeln eine Reihe meist recht vortrefflicher baulicher Beispiele in Umrissen und Grundrissen der einzelnen Geschosse mit genauen Angaben des verwandten Materials, der Raumgestaltung und der Baukosten. Diese bewegen sich innerhalb der Grenzen von etwa 12000 bis 135000 Mark, meist ohne den Bodenwert. Abgesehen von ein paar englischen Vorbildern handelt es sich um lauter ausgeführte Bauten auf deutschem Boden. Wir staunen, erstens: wieviel tüchtige Werke uns die paar letzten Jahre beschert haben; zum andern: wie wohlfeil unsre besten Meister bauen können. Schon um diese noch selten bekannte Tatsache weit zu verbreiten, muß man dem Werke den besten Erfolg wünschen. Aber auch sonst verdient es eine unumwundene Empfehlung. Wir werden mit Hilfe eines solchen Buches voll baulicher Tatsachen der Wohnungsfrage viel entschiedener begegnen lernen. Vielleicht werden wir dadurch erst für eine Beschäftigung mit dieser ernstesten unsrer sozialen Fragen gewonnen, wenn wir die Möglichkeit, uns ein Einzelhaus zu bauen oder zu mieten, nicht mehr fern in den Wolken, sondern standfest auf der Erde sehn.

Ebenso wenig wie sich Haenel und Tscharmann an die Fachleute wenden, tut das Viktor Zobel in seinen praktischen Ratschlägen zur „Bürgerlichen Hausbaukunst“ (München, Callwey, 1 Mark 20 Pf.). Er bespricht gleichsam mit dem Leser das, was dem Planen eines Hauses vorausgehen muß, er spricht wie ein guter und sachkundiger Freund das Haus in allen seinen Teilen und Zusammenhängen durch: wozu Türen und Fenster dienen, wie Treppen und Vorplätze, Speicherräume und Keller anzulegen sind, nach welchen Grundfätzen man den Hausrat wählen und nicht wählen soll — alles sehr vernünftig und ästhetisch zuverlässig, kurz und bündig dabei und ohne bevormundende Schulmeistererei. „Bademekum“ nannte man solche Taschenbücher früher. In derselben sachlichen Tonart referiert Zobel über „Gärten und Gartengestaltung“ (ebenda, 1 Mark 20 Pf.), und weil, wer sich ein Haus baut, auch einen Garten als grünes Kleid um ihn herumlegen wird, so kommt allerdings auch auf den Zuschnitt dieses Gewandes viel an. Wir haben an Gartenkultur außerordentlich viel verlernt — wer's nicht glaubt, der vergleiche Schulze-Naumburgs drastische Beispiele und Gegenbeispiele (Kulturarbeiten, Bd. 2) und halte danach Umschau in der nächsten Nachbarschaft. Das Empfinden für den Garten als Ausdruck, als eine Erweiterung des Hauses in die Natur hinaus wird bei den wenigsten neuen Anlagen bestimmend hervortreten. Die neue Baugesinnung aber will von den Brezelwegen, den künstlichen Ruinen, Grotten und romantischen Brücken, von der ganzen „malerischen“ Behandlung unsrer Landschaftsgärtnerei auf einem Raume, der oft nur für ein paar Rosenbeete ausreicht, nicht viel wissen, sie verlangt wieder einen architektonischen Rhythmus und klare Verhältnisse auch hier, und darum setzt sie den Architekten in sein altes künstlerisches Herrenrecht

auch über den Garten ein. Er wird freilich nur im Einvernehmen mit einem tüchtigen Gärtner etwas Ganzes zustande bringen. Gute, schlichte Regeln und Beispiele für ein solches friedliches Zusammenarbeiten gibt der Kölner Gartendirektor Fritz Encke in seinem neuen Werke „Der Hausgarten“ (Jena, Diederichs), während Willy Lange und Otto Stahn die „Gartengestaltung der Neuzeit“ sehr einläßlich mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen und genauen Pflanzentabellen vom gärtnerischen Standpunkt aus behandeln (Leipzig, J. J. Weber). Für den Laien ist die Fülle der Möglichkeiten, die die Verfasser des stattlichen Bandes auf 400 Seiten (mit 277 Abbildungen) ausbreiten, etwas verwirrend. Auch neigt Lange entschieden mehr zu den überwundenen Geschmacksformen der Landschaftsgärtnerei, zur malerischen Selbstherrlichkeit der Vegetation, als sich mit unsern heutigen Bedürfnissen nach strengerer Stilisierung vereinbaren läßt.

Der sogenannte „Naturgarten“, dem Lange den größten Raum vor andern Gestaltungen widmet, ist doch eigentlich ein Widerspruch in sich: wenn die freie Natur zum Garten gebändigt wird, so ist sie eben nicht mehr „freie“ Natur, ist sie künstlerisches Ausdrucksmittel für den Menschen. Lange ist hier ästhetisch recht unsicher, was um so peinlicher hervortritt, als er fortwährend „Gesetze“ aus seinen Grundsätzen abstrahiert. Über Grundsätze läßt sich streiten, Gesetze müssen feststehn, sonst sind sie lächerlich. „Bei Felsgestaltungen im Garten werden wir uns mit der Erreichung von Naturwahrheit im Garten begnügen müssen.“ Was heißt das, wo von Gestaltung die Rede ist?

„Das Alte hat für uns sinnige Bedeutung, und wo es nicht vorhanden ist, kann es bisweilen, z. B. mittels alter Stämme, Mauerreste, mit künstlerischem Takt geschaffen werden, ohne daß man in hohle Kulissenreißerei verfällt.“ Ich fürchte doch, daß man drein verfallen wird, wenn man etwa durch alte Birkenstümpfe, „Reste hier scheinbar gefällter Bäume, die Einheitlichkeit zwischen Garten- und Menschenwerk für das künstlerische Gefühl herstellen“ will. Rat schläge wie der, daß die Kleinbauten des Gartens in demselben künstlerischen „Stil“ gehalten seien wie das Haus, sind ebenso veraltet wie die Warnung vor kräftigem Farbenstrich, die dann ein Stück weiter unten wieder aufgehoben wird. Also Vorsicht überall da, wo Lange den Garten sozusagen als Gesamtkunstwerk behandelt. Wo er als Gärtner, als Botaniker, als Fachmann im engeren Sinne spricht, da ist das mitgeteilte Material lehrreich, die Erfahrungen sind wertvoll, und das Gefühl für das Sonderleben der Pflanzen ist so lebendig, daß man in jedem Falle von dem Buche Nutzen ziehen wird. Es ist sehr bedauerlich, daß diese reichen gärtnerischen Möglichkeiten auf den Fachausstellungen nicht mehr hervortreten: die Dresdner Internationale Gartenbau-Ausstellung des vorigen Jahres zeigte noch so gut wie gar keinen Fortschritt über die übliche Renommisterei mit kostbaren Treibhausgewächsen hinaus. Rhododendren, Azaleen oder Orchideen, mögen sie noch so massenhaft aufgestellt werden, helfen noch nicht

einmal die Blumenzucht anregen, geschweige denn den Garten künstlerisch gestalten. Die mit großem Aufwand angekündigte und mit allerhand internationalen Gartenideen gewürzte Ausstellung schien sich recht absichtlich außerhalb der neuen Strömungen gestellt zu haben, die unser Kunstleben, und nicht zuletzt von Dresden aus, so segensreich befruchten.



Die Stadt, in der ich wohne

Von Charlotte Niese



Die Stadt, in der ich wohne, wird von vielen Menschen für langweilig und häßlich gehalten. Besonders finden sich die Menschen, die von anderswo her, von Berlin, von Frankfurt, aus Hannover kommen, oft beklagenswert, hier eine Zeit lang ihr Leben vertrauern zu müssen, und sie jammern über alles, was ihnen hier wunderbar erscheint. Ich gebe zu, daß hier manches anders ist als in Berlin, in Frankfurt, und wie die andern Großstädte heißen mögen, aber wenn ich durch die alten Straßen Altonas wandre, dann freue ich mich, hierher gezogen zu sein. Die Stadt gefällt mir gut, und im ganzen und großen möchte ich sie nicht anders haben.

Lang streckt sie sich an der Elbe dahin, steigt am Hafen terrassenförmig auf und zeigt in dieser Gegend ein Gewirr von krausen alten Gassen. Das ist das alte Altona, das hier noch existiert, und dem es gleichgültig ist, ob sich hier und da ein häßlicher Neubau zwischen die alten Giebel geklemmt hat; denn in dieser Gegend werden die Häuser unbeschreiblich klein und die Straßen schief bleiben. Hier ist es, wo vor jedem Hause eine mehr oder weniger große Kasse sitzt, wo es ganz kleine Läden gibt, die abends nur durch eine Petroleumlampe erhellt werden, wo die Menschen an Sommerabenden auf ihrem Beischlag sitzen und nicht an das zwanzigste Jahrhundert mit seinen neuen Errungenschaften zu denken scheinen, wo es nach Teer, nach Seetang und nach Fischen riecht, wo sich die Kinder noch Lakritzwasser machen und es als echten Malaga anbieten.

In dieses alte Altona kommen die Fremden nicht und auch kaum die Einheimischen. Die meisten wenden sich der Elbschauffee zu, auf der es an schönen Tagen von Menschen und von Automobilen wimmelt, wo es bunte Kleider und neue Hüte zu bewundern gibt, aber wo es nichts gibt, worüber man nachdenken könnte. Höchstens darüber, daß so viele Menschen trotz der schlechten Zeiten nichts zu tun haben.

Da gehe ich lieber an den alten Fachwerkhäusern vorüber und denke an Steenbock. Steenbock war ein Schwedengeneral, der gegen Dänemark wütete, eines Wintertages Altona besetzte und es an allen vier Ecken anzünden ließ zur Strafe dafür, daß die Dänen die Stadt Stade eingeseichert hatten. Dieses geschah im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Bis dahin hatte Altona alte hübsche Patrizierhäuser wie andre Hafenstädte, hatte hohe Giebel, wie sie in Hamburg noch zum Teil heute bewundert werden, und in den Häusern gab es gediegene, kostbaren Hausrat. Aber Steenbock ließ in diese schönen Häuser Teer und Pech und Stroh tragen und dann die ganze Geschichte anstecken. Man kann sich denken, daß die Altonaer alles taten, dieses entsetzliche Unheil von ihrer Stadt abzuwenden, aber alle Bitten des Bürgermeisters und des Rates waren umsonst. Der Schwede, der vor der Stadt sein